

# Agathe

Autor(en): **Häberlin, A.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **8 (1904)**

PDF erstellt am: **22.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-571723>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Daselbe Konzert weckte uns am folgenden Tag in der Frühe. — Reich beschenkt verließen wir die merkwürdige Lama-stadt in der transbaikalischen Steppe und erreichten nach einigen Stunden Fahrt die Stadt Novo-Selenginsk. Von da waren es nochmals hundertzwanzig Kilometer durch die Steppe bis zu der nächsten Station der transbaikalischen Eisenbahn. Diese Linie war damals eben eröffnet worden und hatte den Zweck, den Baikalsee mit dem Flußsystem des Amur zu verbinden. Heute gehen die Züge direkt durch von Baikal durch die Mandschurei bis nach Dalny am Gelben Meer. Die Reise von Transbaikalien bis Wladiwostok, dem Endziel meiner transsibirischen Reise, war mit allerlei Schwierigkeiten verbunden; denn es war die Zeit, während der die vereinigten Mächte den Vorkaufstand in China im Jahre 1900 bekämpften. Der Zivilverkehr war größtenteils unterbrochen; denn die meisten Bahnzüge und die Dampfer auf den Flüssen waren für die Militärtransporte reserviert. — An vielen Orten sah man die Spuren des Krieges deutlich, da auf der Fahrt von Stretensk nach Chabarowsk den Amur hinter dieser Fluß auf nahezu zweitausend Kilometer die Grenze zwischen Rußland und China, das heißt der Mandschurei, bildet. Auf dem chinesischen Ufer waren von den Russen die wenigen Dörfer und Städtchen sämtlich niedergebrannt worden, und zwei Wochen vor meiner Ankunft in Blagowestschensk, dem Hauptplatz am Amur, waren dort Tausende von Chinesen vom russischen Pöbel — man weiß nicht, ob auf Anstiften oder unter Duldung der Polizei — erschlagen oder in den Fluß getrieben worden. Die Fahrt auf dem Fluß, die in Folge allerlei Störungen beinahe zehn Tage in Anspruch nahm, bietet kein großes landschaftliches Interesse. Tag um Tag fährt man zwischen mächtig hohen, bewaldeten, fast ganz unbewohnten Ufern durch, und in seinem Unterlauf ist dieser gewaltigste Strom des nordöstlichen Asiens so breit (bisweilen zehn Kilometer) und das umliegende Land so flach, daß man sich auf einem großen See zu befinden glaubt. In Chabarowsk konnten wir wieder die Reise mit der Eisenbahn fortsetzen. Nach dreißig Stunden erreichten wir Wladiwostok, das vor der Erschließung der Mandschurei durch Rußland der Endpunkt für den transkontinentalen Verkehr war; heute macht ihm das im Jahr 1900 noch ganz unbedeutende Dalny Konkurrenz, da dieses der eigentliche Terminus der großen sibirischen Eisenbahn sein soll.

Wladiwostok gehört unstreitig zu den schönsten Häfen der Erde, am ähnlichsten Hongkong, wenn auch nicht so großartig

wie dieses. Die Stadt Wladiwostok zieht sich, an hohen Hügeln aufsteigend, weithin längs des sogenannten Goldenen Horns, des innersten Armes des großen verzweigten „Meerbusens Peters des Großen“. Von den Bergen herab, die sich im Norden der Stadt erheben, bietet sich ein grandioses Panorama: zu Füßen die Stadt mit stolzen Bauten, ausgedehnten europäischen, chinesischen und coreanischen Quartieren, der Hafen wimmelnd von Schiffen aller Art, von den kleinen flinken Pinassen, die den Verkehr zwischen den ankernden Schiffen und dem Ufer vermitteln, bis zu den gewaltigsten Schlachtschiffen, über die Rußland gebietet. Hinter den nächstliegenden Landzungen erheben sich aus dem Meer gebirgige Inseln, und gegen Westen verliert sich im Dufte der Ferne ein hohes Gebirge, das die Grenze gegen Korea bildet. Wladiwostok ist keine typisch russische Stadt; es hat einen ausgesprochen kosmopolitischen Charakter. Als Haupthandelsplatz des östlichsten Teils von Ostasien gehört, hat Wladiwostok eine starke Beimischung deutscher, englischer und amerikanischer Elemente; denn der Import und Export liegt zu einem großen Teil in ausländischen Händen. Allerdings ist Rußland bestrebt, immer mehr den Handel seinen eigenen Leuten zu reservieren, und es ist nicht zu leugnen, daß die Russen auch auf wirtschaftlichem und finanziellem Gebiet in Sibirien und dem pazifischen Asien Gewaltiges geleistet haben. Sie erobern nicht nur politisch und militärisch; der unbefangene Beobachter kann sich dem Eindruck nicht verschließen, daß Rußland auch in wirtschaftlicher Beziehung im fernen Osten mehr und mehr Fuß faßt und daß es dabei über eine Diplomatie, ein politisches System und eine Verwaltungspraxis verfügt, die den asiatischen Bedürfnissen mehr angepaßt sind als die irgend einer andern Macht, England vielleicht ausgenommen.

In Wladiwostok fühlt man sich schon nicht mehr so recht in Sibirien. Zwei Tage Seefahrt, und man landet in Nagasaki, wo man sich plötzlich in eine andere Welt veretzt glaubt. — Gewiß bietet Sibirien manche landschaftliche Schönheit; der Zug ins Grobartige ist der russischen Kolonisation in Asien unverkennbar aufgeprägt; aber was fehlt, ist das Ästhetische, das Schöne. Sibirien ist brutal. In Japan ist man in einer Welt, in der das Schöne zum führenden Lebensprinzip erhoben ist; in Japan findet man eine Nation, die mehr als irgend eine andere der Welt gewußt hat, den Menschen und die Natur zu einer ästhetischen Harmonie zu verschmelzen.

Professor Dr. Max Huber, Zürich.

## ✻ Agathe ✻

Studie von A. Häberlin, Frauenfeld.

Nachdruck verboten.

Es war sechs Uhr abends, und eben ertönte die schrille Fabrikpfeife, die den Arbeitern der Baumwollspinnerei den Feierabend ausrief. Bald darauf strömte der Menschenschwall aus den geöffneten Toren, die zum Fabrikhof führten. In Gruppen stehend die einen, selbstweit die andern, bald langsam schlendernd unter Gespräch und Neckerei, bald eiligen Schrittes nach Hause strebend, füllten die Arbeiter die Straße. Ganz allein und ohne Teilnahme für die Umgebung zu zeigen, ging ein Mädchen, das vielleicht zwanzig, vielleicht dreißig Jahre zählen mochte. Auffallend waren an ihm die brennend roten Haare, die unter den Kameraden den Spottnamen „das Zündholz“ aufgebracht hatten. In der Tat konnte man auch jetzt, beim hastigen Vorübergehen des Fabrikmädchens, das Wort vom einen und andern Gassenjungen nachrufen hören. Die Angerufene schien keine Notiz davon zu nehmen. Wer ihr aber ins Gesicht schaute, der konnte bemerken, wie ein bitterer Zug um den Mund sich noch verdärfte. Bemühend war es, in dies Gesicht zu schauen, das einen feindseligen, abwehrenden Ausdruck trug und daneben wieder eine ängstliche Unsicherheit, wie sie dem mangelnden Selbstvertrauen zu eigen ist.

Das Leben hatte Agathe bisher wenig Gelegenheit geboten, ihr Selbstvertrauen zu stärken. Sie war unter einer rohen Mutter aufgewachsen, die kein Hehl daraus machte, daß ihr die Kinder zur Last fielen. Früh hatten die Geschwister angefangen, über ihre roten Haare zu spotten und sie darob über die Achsel anzusehen.

Einen Moment hatte ihr Gemüt sich erschließen wollen — als sie in die Schule kam. Da saß sie neben einem lieblichen, sanften Mädchen, Ulrike. Das erzählte von feinen Puppen, von der großen Puppenmama, vom kleinen Puppenkind, von der Wiege mit himmelblauen Vorhängen. Und von der Puppenküche mit den winzigen Töpfchen, den kleinen Gabeln und Löffeln erzählte sie. Agathe staunte, daß es solch niedliche Sachen gebe, und feuerte mit ihrem Staunen die kleine Erzählerin zu immer lebhafteren Schilderungen an. Die kleine Klaudertische! Da zog sie auch noch ihre Marmelkugeln hervor und ließ sie durch die Finger gleiten und zählte sie. Und siehe, da waren zwei wunderbare, besonders große darunter, die waren von Glas, und mitten in der Kugel erblickte man schönfarbige Figuren; wie mochten die nur hineingekommen sein? „Auf — ab, auf — ab,“ rief der Lehrer und zog auf der Wandtafel dünne und dicke schräge Striche.

„Sieh, diese Kugel schenke ich dir,“ sagte die kleine Ulrike und streckte Agathe eine von den prachtvollen Glaskugeln hin. Agathe wurde feuerrot vor Freude. Das war ja gar nicht möglich, etwas so Grobartiges zu verschenken. Mit zitternden Händchen griff sie danach, da — taram, taram, taram — kollerte die Kugel ihr aus der kleinen Hand, kollerte über die Bank hinunter, unter den andern Bänken durch bis zur Wandtafel vor. Die Schüler lachten; der Lehrer kehrte sich um, legte die Kreide aus der Hand, sah scharf durch die Brille: „Wem gehört die Kugel?“

Herzhaft erhob Agathe ihren Zeigefinger.

„Ich will euch lehren, eure Spielsachen in die Schule mitbringen!“ schrie der Lehrer. „Die Kugel bekommst du nun nicht mehr!“ Und er legte sie oben auf den großen Schrank, wo bereits Bälle und Kreisel und Klappern lagen, gleichsam als Motivstücke für des Lehrers Grundsatz, von seiner Freibeuterei nichts zurückzuerstatten. Agathes Herzlein krampfte zusammen. Das konnte doch nicht sein. Der Lehrer würde doch nicht solch ein Unrecht tun und ihr Gut willkürlich an sich reißen? „Die Kugel gehört aber mir!“ rief sie und brach in Schluchzen aus, worauf der Lehrer ein böses Gesicht machte und ihr zu schweigen befahl.

In der Pause standen die Kinder beisammen. Ein vorlautes Mädchen schlug ein Spiel vor, das hieß „Wir wollen über die goldene Brücke gehn“. Das war ein feines. Da bildeten zwei Mädchen vorn mit verschränkten Armen die goldene Brücke und flüsternten sich die Paßworte in die Ohren. Das war unbeschreiblich geheimnisvoll. Und alle übrigen Mädchen hielten sich am Rockzipfel und zogen unter der goldenen Brücke durch, bis das letzte abgescnitten und befragt wurde. Eben wollte Agathe auch einem Rockzipfel anhängen, als das vorlaute Mädchen sie erblickte und mit bestimmter Gebärde rief: „Das böse Mädchen mit den roten Haaren darf nicht mitmachen!“

Es ist wahr, Agathe machte noch ein finsternes Gesicht, weil der Lehrer ihr die Kugel weggenommen. Bei diesem Ausruf aber wandte sie sich schnell und schaute nach Ulrike hin. Diese würde jetzt der Anführerin sagen, daß Agathe auch mitmachen müsse. Getroßt wartete sie darauf; aber Ulrike sah und hörte nichts: wollte sie nichts hören? Es braucht viel Mut, der Anführerin beim Spiel entgegenzureden; denn sie ist Respektsperson, Genie und Schicksal. — Da zog der lange Zug bereits unter der goldenen Brücke durch, flatternde Röckchen, flatternde Köpfehen, hüpfende, springende Füßchen, wichtige Mienen, staunende und enttäuschte Blicke; es wurde geraten, verteilt, hinter jedem Brückenpfeiler wuchs ein Haufen hervor, der sich jeweils unter Willkommen- und Hurrarufen vergrößerte. Und zuletzt mußte der kleinere Haufen zwischen dem größern durch Spießruten laufen, und das war das Ende vom Spiel. Hei, was dies alles zu freischen, zu lachen, zu spotten, zu jubeln gab!

Agathe stand beiseite und wußte nicht, wie sie fortkommen konnte vor brennender Scham. Es erschien ihr plötzlich als das Allerschönste und Allerwünschenswerteste, durch diese goldene Brücke gehen zu dürfen, und wer zurückblieb, dünkte ihr, dem mußte ein Großes verschlossen bleiben, das den andern offenbar wurde. Aber wie hätte sie die Scheu überwinden und darum bitten können, daß man sie mitmachen lasse? So stand sie und schaute zu, mit brennenden Augen, stand nun mit Bewußtsein draußen und durfte von allen allein nicht über die goldene Brücke gehen. Der Kiesel aber, der heute von ihrem Gemüt hatte aufspringen wollen, schob sich fester und fester vor.

Das war der erste Schultag gewesen. Was er eingefädelt, das spann sich weiter von Kränkung zu Kränkung; denn die reizbare Seele sog sich aus allem Nahrung. Das wurde die Schulzeit. Deshalb nahm sie es gleichgültig, als es hieß, mit vierzehn Jahren die Schule verlassen und zur Fabrik gehen.

Sie empfand es auch nicht als Verlust, als die Mutter, die ihre Abneigung nie verhehlt hatte, starb. Die beiden ältern Schwestern, die bis dahin gleich Agathe zur Fabrik gegangen, weil die Mutter nur auf den Verdienst und nicht auf den Vorteil der Kinder geschaut, die sahen sich nun nach Dienststellen in einer größern Stadt um. Sonderbar, daß Agathe nicht auch auf diesen Ausweg verfiel; denn eigentlich hätte sie sich in einer Privatfamilie wohler fühlen müssen als unter dem Haufen spottächtiger, oft herzloser Fabrikgenossen. Wahrscheinlich hinderte sie ihr Mißtrauen gegen sich selbst an dem Versuch; denn sie nahm das Benehmen der andern ihr gegenüber für die richtige Schätzung ihres Wertes und mochte sich selbst sehr wenig leiden.

Das war ein blaßes, freundloses Leben.

Eben war sie in dem Vorstadtviertel angelangt, wo sie in einem baufälligen Haus ihr Zimmer hatte, als ein Vorgang auf der Straße ihre Aufmerksamkeit anzog. Ein Lastwagen kam in vollem Lauf daherge-. . . . . auf der Straße ein Kinderwagen mit einem kleinen Kind und ein sechsjähriges Mädchen, das schreiend zur Seite springt und in der Angst das Wägelchen mitzunehmen vergißt. Die weitausgreifenden Hufe des übermütigen Pferdes

stieben ihm schon entgegen, als Agathe dazwischenspringt, instinktiv den Kinderwagen mit aller Macht beiseite schiebt und kaum fühlt, daß ein heftiger Hufschlag ihr Bein trifft. Vielleicht wäre sie nun in alter Gleichgültigkeit wieder ihres Wegs gegangen, nachdem sie sich einen Augenblick einer fremden Regung überlassen, hätte nicht das fremde Kind in diesem Moment ein klägliches Weinen angehoben. Es konnte doch keinen Schaden gelitten haben? Agathe beugte sich über die Kissen und hob das Kind heraus, das zwischen ärmlichen Lumpen die roßigen Glieder reckte. Es hörte sofort zu weinen auf und lächelte Agathe an mit dem sonnigen, lieblichen Lächeln, wie es so unschuldig und beseligend nur aus dem kleinen Kinderantlitz leuchtet. Agathe fühlte sich seltsam betroffen. Ihr war noch kein solches Lächeln geworden; ein lindes Regen zog durch sie hin. Sie hatte das davoneilende Kind erkannt. Es gehörte ins Nachbarhaus, dem Erbarbeiter Füllemann, der seit einem halben Jahr Witwer war und vier Kinder der Obhut einer Magd überlassen mußte. Dorthin brachte sie das Kind und suchte dann hintend ihr Zimmer auf. — Der schrille Fabrikpfeiff weckte sie am nächsten Morgen umsonst. Eine heftige Geschwulst hatte sich eingestellt und mit einem Schmerzensschrei verzichtete Agathe auf weitere Veruche zum Aufstehen. Was war doch geschehen? Sie hatte trotz der Schmerzen ein ihr fremdes Gefühl von Erwartung, fast als ob sie sich auf etwas freute! Was konnte es doch sein? Stand ihr denn irgend etwas Gutes bevor? Nicht, daß sie wußte! Im Gegenteil, wahrscheinlich ein Fastentag, eine Verlassenheit, ein Ausfall im Wochenlohn. Und doch war irgend etwas Angenehmes, Erfreuliches vorgefallen. Ach, da war es: das Kind hatte sie angelächelt, hatte vertraulich die Arme um ihren Hals gelegt. Das war so warm und weich gewesen, ein Gefühl, das sie nie zuvor empfunden, etwas wie ein großes Glück, als ob sie einem Wesen etwas zu gewähren hätte, Schutz, Stütze, ein Nestchen! Sie verlor sich in Vorstellungen, wie es sein mußte, solch kleines Wesen für sich, sein eigen zu haben.

Erst am Nachmittag kam eine der Nachbarinnen, um nach Agathe zu sehen, und fand sie fiebernd und mit glänzenden Augen. Sie bat um etwas frisches Wasser, mochte aber keine Speise berühren. Die Frau legte ihr Umschläge auf und entfernte sich dann, erstaunt über den freundlichen Dank des sonst mürrischen Mädchens. Am nächsten Morgen, da sie wieder nach der Kranken schaute, war das Fieber gewichen, und auch die Geschwulst hatte nachgelassen, jedoch mußte sie das Bett noch immer hüten. Als die Nachbarin nach einer Weile weggehen wollte, rief Agathe sie zurück, und verschämt, als ob sie den Liebsten zu sich bestellte, bat sie die Frau, ihr doch das Kleine von Füllemanns ein bißchen zur Gesellschaft herüberzuholen und auch das größere Mädchen, damit es dem Kind abwarten könne. Bald saß die kleine Leni, die wenig mehr als ein Jahr zählen mochte, auf der Bettdecke und krähte lustig auf, wenn sie die Hand, die Vertekens spielte, erhaschte. Leni war gar nicht schön; denn als armer Leute Kind war sie früh auf die Gasse, unter viele fremde Gesichter gekommen. Ja, die roten Haare von Agathe schienen eine besondere Anziehungskraft auszuüben; denn immer wieder streckten sich die Händchen danach aus, und ein lustiges Zwitschern erscholl, wenn sie eine Strähne erhaschen konnten. Und Agathe, sonst so überempfindlich für jeden Blick auf ihr Haar, ließ es fröhlich geschehen und war zufrieden, ein besonderes Spielzeug für das Geschöpfchen zu haben. Sie ertrug auch bereitwillig das Herumstrampeln über ihrem kranken Bein und hätte noch lange fortgespielt, wenn nicht die Kleine vom Bett weg und wieder ins Freie verlangt hätte.

Als Agathe nach einigen Tagen wieder zur Fabrik gehen konnte, wenn auch noch mit hinkendem Gang, da war sie eine andere geworden. Sie saß nicht an der Maschine, selbst eine Maschine, die mechanisch den langen Tag durch dieselbe eiförmige Arbeit verrichtet, ohne Gedanken, ohne Willen, ohne gemüthliche Regung. Sie hatte ihre Seele entdeckt, sie hatte einen Gedanken, ein Verlangen.

Wenn sie aufstand, trug sie eine Freude in sich, als hätte sie ein langgesuchtes Land, eine Heimat gefunden. Und es hatte sich wirklich ein Wunder begeben: es gab ein Geschöpf, das Agathe brauchte, nach ihr verlangte, ihr Zutrauen entgegenbrachte, sich keine Gedanken über sie machte, sondern sie willig gerade so hinnahm, wie sie war. Was ihr die Kinder- und Jugendzeit verkümmert, die schönsten Jahre verbittert hatte, war von ihr genommen; ihr Liebebedürfnis hatte den Weg zur Neuerung gefunden. Sie gab und nahm Liebe. Und

das Geben war die Hauptsache für sie, das Wichtigste. Wenn niemand sie gebraucht hätte, sie wäre daran zugrund gegangen.

Wer kennt und scheut nicht den grauen, eintönigen Regentag, der keinen Himmelblau durchläßt, der die Sonne selbst verdrängt, der sein Tropfenrieselfied singt, immer nach derselben Melodie, und sich gebärdet, als wolle er endlos, endlos sich dehnen, sodaß kein noch so kleines Unternehmen nach außen sich breitmachen will, daß man selbst nicht einmal die Schuhe anzieht, weil man draußen so gar nichts zu suchen hat? Das war Agathes Leben gewesen. Die Seele hatte noch keine Wanderschuh angezogen; denn da war kein Ziel, das sie lockte, kein sonntiger Pfad zum Beschreiten. Jetzt aber, mit einem Male, war der Wolkenvorhang zerrissen und zeigte sich am lachenden klarsten Himmel die schönste Sonne: sie verstand nun zu lieben. So kam es, daß sie nach und nach all ihre freie Zeit dem Hüllemannischen Kinde gab, was die Magd dort nur zu gerne sah. Der glücklichste Tag war natürlich der Sonntag, sonst ein Tag der Einsamkeit, jetzt der fröhlichsten Zärtlichkeit. Bar's schönes Wetter, so wurde ausgefahren, und keine Mutter konnte stolzer ihr Wägelchen ziehen als Agathe. Seltsam, nun war sie nicht mehr die Menschenscheue von ehemals. Es konnte geschehen, daß sie selbst Bekannte anredete und sie das Kind bewundern ließ, und es schien ihr, als seien die Leute alle freundlicher geworden. Sie konnte auch so manche gute Eigenschaft an ihnen entdecken; denn sie begegnete ihnen mit einem glücklichen Herzen. Freilich mußte sie auch hier und da einen rohen Spaß anhören, der sie dann in die Seele des unschuldhigen Kindes hinein verlegte.

Am Regentagen war's vielleicht noch schöner; denn da hatte sie die Kleine wirklich ganz für sich. Da konnte sie den Brei für sie kochen, sich zu ihr auf den Boden setzen und allerlei Spielzeug vor ihr ausbreiten, das sie — mit wie süßer Freude! — für sie gekauft, oder das Bettchen weich für sie bereiten zu einem wohligen Mittagschlächchen. Und während sie bewundernd und glücklich vor dem Bettchen saß, fing sie an, leise zu summen, und manchmal sang sie ein altes Volkslied, das sie irgendwo gehört hatte. Das hieß:

Uf em Berge, da geht der Wind,  
Da wiegt die Maria ihr Kind  
Mit ihrer schlohengelweißen Hand;  
Sie hat auch dazu kein Wiegenband.  
„Ach, Joseph, lieber Joseph mein,  
Ach, hilf mir wiegen mein Kindelein?“  
— „Wie kann ich denn dir dein Kindelein wieg'n?  
Ich kann ja kaum selber die Finger biege'n!“  
— „Schum, schei, schum, schei!“

Ein einziger Stachel saß in dem Glück: daß das Kind nicht ihr ganz allein gehörte. Es war ihr jedesmal eine Be-  
raubung, wenn sie es wieder nach Hause abliefern mußte; manch-  
mal litt sie förmliche Gewissensqualen, wenn sie die Kleine  
wieder der sorglosen Pflegerin übergab. Oft sann sie darüber  
nach, wie sie sich ein Recht auf das Kind verschaffen könnte. . .  
bis ihr der Zufall zuhilfe kam.

Hüllemann zog in eine andere Stadt, wo er mehr Verdienst  
zu finden hoffte. Als er dies Agathen mitteilte und sich ein  
tödlischer Schreck auf ihrem Gesichte malte, sagte er mit rohem  
Lachen: „Den kleinen Balg, an dem du so den Narren gefressen  
hast, kannst du meinetwegen behalten; wir haben noch genug  
Mäuler zu stopfen!“ Wer war froher als Agathe! Ihre erste  
Sorge war, nach einem andern Verdienst auszuweichen, um bei  
dem Kinde daheim bleiben zu können. Sie suchte Arbeit als  
Flickerin und Nachstickerin. Freilich, der Erwerb fiel geringer  
aus als in der Fabrik, weil sie nicht regelmäßig Aufträge  
bekam; allein sie schränkte sich gerne ein, wenn nur die Kleine  
nicht zu entbehren brauchte. In ihr dünkte sie sich reich wie  
eine Königin. Wer hatte eine lieblichere Schlafmusik als sie,  
wenn sie, das Wägelchen an ihr Bett gezogen, den leisen Atem-

zügen des Kindes lauschen konnte, wer ein froheres Erwachen  
als sie, wenn sie von den allerliebsten stammelnden Lauten  
oder dem klingenden Lachen ihres Lieblings geweckt wurde!  
Und als Leni die ersten Schritte machte, erst furchtsam und  
unbeholfen, nach und nach mutig und freudig, war es nicht  
ein stolzes Ereignis? Wie voller Reiz war doch das Leben!  
Jeder Tag brachte neue Entdeckungen und — neue Triumphe  
für ihr liebendes Herz; denn das Kind zeigte eine große, schmie-  
gamsame Zärtlichkeit für seine Pflegerin. Wie schnell rannen  
Agathe die Stunden, wenn sie am späten Abend noch saß und  
an den kleinen Kleidungsstücken nähte! Sie hatte einen Schirm  
über dem Wägelchen aufgespannt, damit der Schein des Lämp-  
chens nicht auf das schlafende Kind falle. Ab und zu, wenn sie  
eine Fliege summen hörte, erhob sie sich auf den Zehenspitzen  
und schlich zum Bettchen, um die Störerin zu vercheuchen.  
Da konnte sie denn lange in Betrachtung versunken stehen vor  
dem Schwarzköpfchen, dem der Schlaf so schöne rote Wäckchen  
malte und so lustige Häufchen ballte. In solchen Augenblicken  
hätte ihr niemand mehr etwas zu schenken vermocht. Wenn  
sie dann spät nach Mitternacht das Lämpchen löschte, da blickte  
sie mit dankbarem Herzen zum besternten Himmel auf. Wie  
gut war alles gekommen!

Das Stübchen hatte die Miene gewechselt wie die Herrin.  
Alles schaute gemüthlicher drein. Am Fenster staken schmale,  
saubere Vorhänge, auf dem Gesims stand ein Blumentopf, an  
den Wänden hingen bunte Bilder, die von der Kleinen reich-  
lich bewundert wurden. Früher hatte hier alles kahl und ver-  
nachlässigt ausgesehen. Freilich, mit einem unzufriedenen, freud-  
losen Herzen versucht man sich nicht behaglich zu machen. Da  
fühlt man sich nicht als Bürger und Einwohner im Leben,  
sondern als widerwillig Zurückgehaltenen, der sobald als mög-  
lich den unangenehmen Aufenthalt hinter sich haben möchte!  
Wozu denn Anstrengungen zur Ausschmückung?

Das Kind war dreijährig geworden, trug Mäuschen und  
Stiefelchen und sprang wie ein Wiesel davon, wenn Agathe  
es zum Spaß haschen wollte. Da kamen eines Tags die  
Schwestern von ihren Dienstplätzen in der Stadt auf Besuch.  
Sie hatten sich verfeinert. Marie trug eine hellblaue Jacke  
und einen Filzhut mit feck aufstrebender Feder; Amalie hatte  
auf ihrem blauen Samteinsatz eine silberne Kette prunken.  
Sie mußten nicht genug von ihrem Leben in der Stadt zu  
rühmen. Jede wollte die noblere Herrschaft haben. Freilich,  
Arbeit gab's genug in der Woche, dafür aber das keine Essen  
und gebildeten Umgang! Es schien beide Ueberwindung zu  
kosten, von dem einfachen Gericht aus zimmerem Teller bei  
Agathe zu essen. Amalie erzählte von den schönen Sonntag-  
nachmittagen mit dem Malergefell, der sie bald das, bald dort-  
hin ausführe und mit Geschenken nicht karge.

„Hat es auch Kinder in euerm Hause?“ fragte Agathe.  
„Leider ja!“ lautete die Antwort bei Marie. „Die Krabben  
sind einander doch oft lästig; bald wollen sie dies, bald das.  
Was es nur zu pugen und aufzuräumen gibt ihretwegen, und  
manchmal, wenn man endlich freie Zeit hätte, da kommen sie  
erst noch und wollen unterhalten sein! Da hast du's doch  
schön, Amalie, bei deinem kinderlosen Ehepaar!“

„Nanu,“ meinte diese, „alte Leute sind manchmal auch  
wunderlich! Da muß man viele Krankengeschichten anhören;  
ich glaube, das ist eigentlich zwischen meinem Ehepaar die  
einzige Unterhaltung. Am Morgen will keines von beiden  
geschlafen, aber jedes das andere schnarchen gehört haben; er  
nimmt Essenzen, sie braucht Pillen, und manchmal scheinen sie  
mir fast eiferfüchtig darauf, wer von beiden den schönern Schnupfen  
habe. Ja, wenn mein Karl nicht wäre, der mich an den Sonn-  
tagen wieder aufheitert, da wäre es oft langweilig!“

Dann erzählten sie von andern Bekanntschaften, von Kleider-  
moden, von Abendunterhaltungen, — nur von ihren Grippe-  
nissen schwiegen sie. (Schluß folgt).

## Die Baukunst als Ausdruck der Kultur.

Nachdruck verboten.

Mit sechs Abbildungen.

Weißt du, was man unter schön versteht? Ich nicht, höch-  
stens kann ich sagen, ob ein Ding, da, wo es ist, schön  
ist oder nicht. Aber frage den Schulmeister, er wird es dir  
sagen: Schön ist, was sauber und ohne Flecken ist, was glatt,  
gerade, regelmäßig und symmetrisch ist, was glänzt, was ver-

ziert ist und viel gekostet hat. So muß es wohl sein; denn  
geh' das Dorf entlang und frage die Leute nach dem schönsten  
Haus im Dorf, und sie werden dir alle übereinstimmend mit  
dem Schulmeister sagen: Außer der „neunundviernten“ Kirche ist  
das Schulhaus unser schönstes Haus. Und in der Tat, es